

KALONYMOS

Visuelles Judentum

Das Gidal-Bildarchiv im Steinheim-Institut

Bernhard Vogt

Im heutigen Medienzeitalter werden Bilder nicht nur immer wichtiger, sie unterliegen auch einer beschleunigten Inflation. Beinahe jedes Thema ist inzwischen dem Zwang zur Visualisierung ausgeliefert. Motive werden immer aufwändiger und aufreizender in Szene gesetzt und doch werden Bild- und Filmbeiträge auch kurzlebiger. Diese Entwicklung in den audiovisuellen Medien hat natürlich auch die Beschäftigung mit der jüdischen Geschichte berührt. So haben sich Bilder von zerstörten jüdischen Lebenswelten teilweise nicht nur in Verdrängung, Mythen und Nostalgie aufgelöst, sondern beleben, wie es scheint, eine geradezu staatlich organisierte Erinnerungskultur. Diese Bilderflut ist Problem und Chance zugleich.

Problem, weil jede Bildpublikation den visuellen Pegelstand erhöht. Es gilt also, für diese Informationsart ähnlich wie für das explizite Wissen ein effektives Management zu entwickeln, d.h. weniger singuläre Eindrücke als Themen und Strukturen zu vermitteln. Für die Geistes- und Kulturwissenschaften bedeutet das auch, „visuelle“ Gegenstandsbereiche in den Blick zu nehmen, welche die traditionelle Privilegierung schriftlicher Dokumente aufbrechen.

Chance, weil sich mittels visueller Medien deutsch-jüdische Themen auf innovative Art und Weise einer breiteren Öffentlichkeit vermitteln lassen. Ein Beispiel dafür ist das viel diskutierte Verhältnis von Akkulturation und jüdischer Selbstbehauptung in Deutschland, das sich durch die Gegenüberstellung von Eigen- und Fremdbildern neu erschließen ließe.

Nun sind diese Erkenntnisse gewiss nicht ganz neu. Wir verdanken sie nicht zuletzt einem der Pioniere des modernen Photojournalismus, Nachum Tim Gidal (1909-1996), der dem Steinheim-Insti-

tut eine einzigartige Photo- und Dokumentensammlung zur europäisch-jüdischen Geschichte hinterließ.

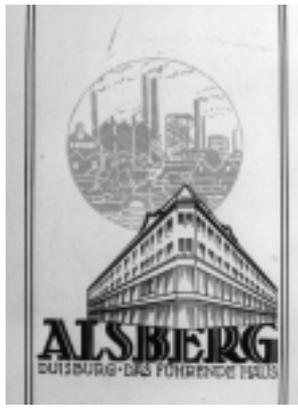
Geboren in München als Ignaz Nachum Gidalewitsch, Sohn einer aus Russland stammenden orthodoxen Familie, studierte er Geschichte, Kunstgeschichte und Nationalökonomie in München, Berlin und Basel, wo er 1935 über das Verhältnis von Bildberichterstattung und Presse promovierte. Bereits während seiner Studienjahre wurden seine Photographien in zahlreichen Illustrierten veröffentlicht. 1936 emigrierte Gidal nach Palästina und arbeitete als freier Mitarbeiter der „Picture Post“ in London und im 2. Weltkrieg als Chefreporter der britischen Achten Armee. 1947 übernahm er an der New School for Social Research in New York einen Lehrstuhl für visuelle Kommunikation. 1970 kehrte Gidal nach Israel zurück und arbeitete als Associate Professor an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Er veröffentlichte zahlreiche Bücher, darunter das bekannte Werk *Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik* und das imponierende Photoalbum *Jerusalem in 3000 Jahren*. Die internationale Anerkennung seines Schaffens spiegelt auch der Erich Salomon-Preis der „Deutschen Gesellschaft für Photographie“, den er 1983 entgegennahm.

Gidal wählt nicht einfach einzelne Bilder nach subjektiven Gesichtspunkten aus, sondern gestaltet „Bildstrecken“ zu bestimmten Themen. Es gehört somit zu den Besonderheiten des Archivs, dass zu den Photos von Personen, Gebäuden und Ereignissen auch Dokumente wie Briefe, Reproduktionen von Kunstwerken oder Zeitungsartikel hinzukommen.

Die Bilddokumente zeigen den religiösen und kulturellen Alltag ebenso wie über 1.200 Persön-

Nachum Tim Gidal
Selbstbildnis





lichkeiten des öffentlichen Lebens. Vom Musiker, Sportler, Händler und Bankier bis zum Stempelschneider sind alle möglichen Berufsgruppen vertreten. Weitere Schwerpunkte sind Film, Verlage und Presse sowie Unternehmensgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert.

Gidal nahm in sein Archiv auch Abbildungen von bedeutenden Persönlichkeiten auf, die zwar jüdischer Abstammung waren, aber sich später nicht als Juden verstanden oder zum Christentum konvertierten. Seine Auswahl von Biographien wurde offenbar primär von der Überlegung geleitet, ob ein subjektiver Bezug zum oder eine bedeutende Wirkung auf das Judentum erkennbar war, und weniger von der halachischen Antwort auf die Frage „Wer ist Jude?“.

Der ursprüngliche Bestand wurde inzwischen systematisch um Materialien zur Geschichte der Juden im deutschen historischen Osten sowie vor allem um zahlreiche Originalaufnahmen des Arztes und Photographen Georg Goldstein (1898-1980) ergänzt. Goldstein emigrierte 1936 nach Palästina/Israel, wo er bis zu seiner Rückkehr nach Düsseldorf im Jahr 1953 lebte. Der passionierte Amateurphotograph, der zeitweise auch für die Presse, unter anderem für die „Jüdische Rundschau“ arbeitete, hinterließ eine wertvolle Photosammlung zur Geschichte der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf und vor allem beeindruckende und kaum bekannte Aufnahmen aus den letzten Jahren der britischen Mandatszeit und den ersten Anfängen des jüdischen Staates.

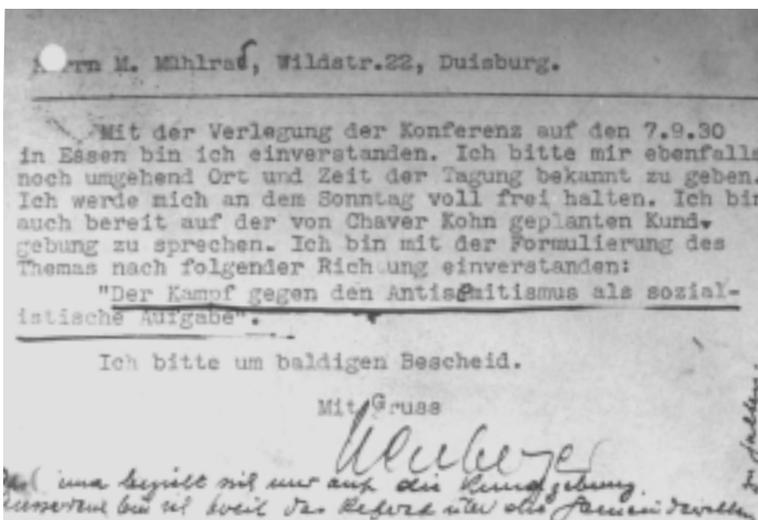
Heute umfaßt das fortlaufend erweiterte Archiv insgesamt an die 16.000 zumeist unveröffentlichte

Bilddokumente. Der Wert dieser Bilddokumente erschließt sich erst ganz, wenn man bedenkt, dass sie oft eines von nur wenigen Zeugnissen für Ereignisse oder Personen darstellen. Das gilt auch für Reproduktionen von Kunstwerken, wie dem heute verschollenen Gobelin der Synagoge Heidereuter-gasse, den König Friedrich Wilhelm I. der Jüdischen Gemeinde Berlin 1718 schenkte. Auch Persönlichkeiten werden vor dem Vergessen bewahrt, wie die Schauspielerin Gitta Alpar (1903-1992), die nach ihrer Flucht vor dem Nationalsozialismus in die USA nicht mehr an ihre früheren Erfolge anknüpfen konnte.

Unser Bildservice wird bisher hauptsächlich von Multiplikatoren wie Publizisten, Pädagogen, Wissenschaftlern, Verlagen und Zeitschriften genutzt. Neben zahlreichen Publikationen verwendeten international beachtete Ausstellungen wie die zum ersten Zionistenkongreß in Basel 1997 oder die zum 200. Geburtstag Heinrich Heines in Düsseldorf unsere Photographien.

Das Steinheim-Institut möchte diese einmalige Sammlung weiter ausbauen. Zu diesem Zwecke suchen wir nach Bild- und Photosammlungen sowie Nachlässen, die geeignet sind, unsere Bestände zu ergänzen. Auch Einsendungen von einzelnen Bildstrecken oder Hinweise auf mögliche Themen sind uns willkommen. Außerdem möchten wir das Gidal-Bildarchiv der interessierten Öffentlichkeit zugänglich machen. Dazu haben wir in den letzten Monaten in Zusammenarbeit mit der gemeinnützigen Gesellschaft für Forschung, Fortbildung und Dokumentation in Baden-Baden und Potsdam unsere Bilddatenbank restrukturiert, wobei die Erfahrungen von SWR Baden-Baden und ORF Wien mit ähnlichen Projekten berücksichtigt wurden. Im August dieses Jahres wird im Rahmen unseres Pilotprojekts ein Ausbildungsplatz „Bilddokumentar“ geschaffen werden.

Geplant ist ferner eine multimediale Publikationsreihe (Buch und CD), die auch „online“ im Internet verfügbar sein wird. Dies bietet nicht nur einen schnellen und komfortablen Zugriff auf eine einzigartige Bildersammlung, von der sicherlich auch Anregungen für neue Forschungen ausgehen werden. Darüber hinaus stünde auch – gewissermaßen en passant und in einem Augenblick – ein erstes (wenn auch noch bescheidenes) Online-Lexikon zur jüdischen Geschichte und Kultur zur allgemeinen Verfügung.



Geschlossene Gesellschaft

Wie sich die Wissenschaft des Judentums mit ihrer Abweisung durch das protestantisch-theologische Deutschland auseinander setzt

Michael Brocke

Die Emotion verbannt sich selbst: *Ein Schrei ins Leere?* – diese Frage hinter Christian Wieses *Wissenschaft des Judentums und protestantische Theologie im wilhelminischen Deutschland* (Tübingen 1999) folgt erst auf den nüchternen Titel, nicht steht das Zitat von Gershom Scholem ihm voran.

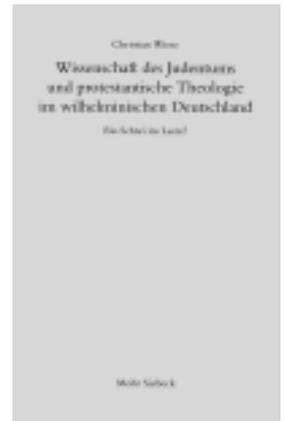
Wiese unterlegt es seiner gelehrten Untersuchung der Beziehungen der außeruniversitären „Wissenschaft des Judentums“ mit der universitär wohletablierten protestantischen Theologie der fünf Jahrzehnte des Kaiserreichs, unaufdringlich zwar, aber stets fest im Bemühen, die mangelnde Gegenseitigkeit der Beziehungen ausgewogen zu interpretieren. Wahrnehmung und Aufnahme der exegetischen Forschung, dabei zugleich Verteidigung und auch Angriff auf der einen, Nichtbeachtung, ja Verachtung, Angriff und Zurückweisung aber auf der anderen Seite. Nun, gewiss ist das Bild nicht so holzschnittartig und simpel, doch von einzelnen vornehmeren Professoren-Persönlichkeiten abgesehen, entsteht das aus Tausenden von Einzelheiten gewonnene Bild einer firm institutionellen christlich-theologischen Elite, deren Macht über Ministerien wie über die öffentliche Meinung heute kaum noch vorstellbar ist. Einer Macht, die wenig unversucht lässt und kaum ein Mittel verabscheut, um die Aufnahme der in den 1820er Jahren entstandenen neuen „Wissenschaft des Judentums“ in die deutsche Universität zu verhindern.

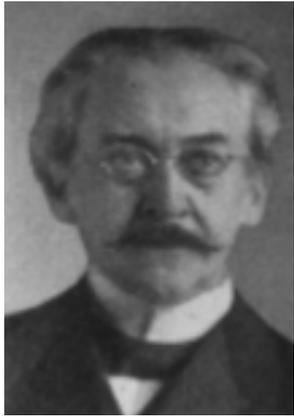
Doch eingangs allein dies zu betonen hieße gerade das Besondere des Buchs von Wiese zu übersehen: Er gibt ja der jüdischen Seite das Wort, was neu ist und einzigartig. Entwicklungen, Stagnation und Ablehnung der Beziehungen werden in jüdisch-judaistischer Perspektive, d. h. erstmals eben nicht aus der der Erforschung von Antijudaismus und Antisemitismus heraus gesehen, nicht aus dem Blickwinkel des die Theologiegeschichte und die Wissenschaftspolitik aufarbeitenden Theologen (der Christian Wiese gewiss auch ist). Wiese nimmt in profunder Kenntnis ihrer Arbeit die Sehweisen namhafter Vertreter der Wissenschaft des Judentums ein – ‚Vertreter‘ trifft es freilich kaum, denn diese Persönlichkeiten sind nur zum geringeren Teil an Rabbinerseminaren und jüdischen Hochschulen wie Breslau, Berlin oder Budapest tätig, sondern arbeiten vielmehr je einzeln, sind als Ortsrabbiner und Privatgelehrte geradezu Vereinzelte. Ob aber Orthodoxe oder Liberale, deutsche Staatsbürger oder Untertanen anderer Monarchien bis zu den

fernen Randzonen des deutschen Sprachraums – sie waren stets auch Wissenschaftler, deren Leistungen für die Judaistik bis heute weltweit noch von Bedeutung sind. Manche dieser Akademiker gelangten zu der Auffassung, die Beiträge ihres frei schwebenden Fachs für die Erforschung der unbekannteren Geschichte und Kultur des nachbiblischen Judentums berechtigten sie, mit wenigstens einem oder zwei Lehrstühlen an einer, zwei oder drei Universitäten vertreten zu sein, somit akademisch anerkannt forschen, lehren, wirken zu können. Würde dies aber nicht erreicht, so wollte man doch wahrgenommen und fair gelesen werden, sehnte sich nach gelehrtem Austausch. Unter welchen Voraussetzungen alle diese Wünsche jedoch standen und welche Gründe eine gelassene, vorurteilsarme elitär-protestantische Wahrnehmung jüdischer Wissenschaftler unmöglich machten, tritt unmittelbar an der Grobgliederung des Buchs zutage. So stellt das Kapitel „Wissenschaft des Judentums und protestantische ‚Judenmission‘ 1880-1914“, den jüdischen Zwiespalt dar angesichts von Verbündeten gegen den Antisemitismus, die zugleich aber und vor allem Missionare am Judentum sind (Dalman, Delitzsch, Strack u. a.) und die den Antisemitismus nur um ihres missionseifrigen Christentums willen bekämpfen. Ein bestimmender Kontext das, in dem sich die große, auch heute nicht geschlossene Kontroverse über das pharisäisch-rabbinische Judentums in der sogenannten neutestamentlichen Zeitgeschichte abspielte.

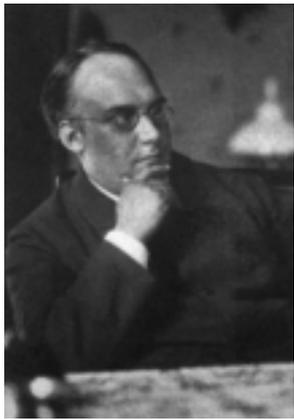
Und die unverkennbare Schwäche jüdischer wissenschaftlicher Beschäftigung mit der „Hebräischen Bibel“ tritt hervor gerade an den Neuansätzen einiger ihrer Forscher, die die reichen protestantischen Leistungen hierzu nicht ignorierten, sondern sich mit ihnen kritisch angeregt auseinandersetzen, überschattet allerdings von dem negativ folgenreichen Gutachten Rudolf Kittels zum Gottesverständnis des AT, welches zu einem niederschmetternden Freispruch vom Vorwurf der Gotteslästerung des Antisemiten Th. Fritsch führte.

Den Atem nehmen einem schließlich die Untersuchungen zur „Funktion und Wirkung der Herausforderung“, denn sie thematisieren die Auseinandersetzungen um die ‚Legitimität der Weiterexistenz‘ des Judentums, die theologisch vehement bestritten wurde, und die Rezeption (eher Nichtrezeption) judaistischer Wissenschaft durch die deutsche Universitätstheologie bis 1914.





Adolf von Harnack



Wilhelm Bousset



Gustaf Dalman

Einsichtig gegliedert und aufgefächert, nie trocken oder ermüdend, vielmehr gleichmäßig gut formuliert und lebendig geschrieben ist dieses Buch eine, ohne Übertreibung sei's gesagt, Meisterleistung. Ireisch enthält sich Wiese jeder nachträglichen Polemik – vielleicht geht er manchmal übervorsichtig mit der jüdischen Seite um und manchmal um einen Hauch zu kritisch mit der protestantischen, verständlich genug angesichts der fast geschlossenen Diskurs-Verweigerung der christlichen Theologen in ihrer Kompetenz-Arroganz, die sich mit mimosenhafter Empfindlichkeit und aggressiver Taubheit paarte. Eine vorsichtige Hoffnung auf die Öffnung der Universität für jüdische Gelehrte einer eigenständigen Wissenschaft, einer Judaistik vollen Umfangs, sah sich nur zögerlich und in wenigen Ausnahmen verwirklicht; auch die Weimarer Republik brachte nur kurzlebige kleinste Fortschritte. Gleichberechtigte Teilnahme war nicht zu verwirklichen: „Ordentliche Professuren für den Gesamtbereich der Wissenschaft des Judentums blieben ebenso ausgeschlossen wie eine jüdisch-theologische Fakultät oder die offizielle Anerkennung und Förderung der jüdischen Bildungsstätten in Breslau und Berlin. Statt dessen hielt man das Prinzip aufrecht, die Forschungsarbeit jüdischer Gelehrter in den Universitäten lediglich durch vereinzelte Lektorate, Lehraufträge und Honorarprofessuren für rabbinische Literatur zu berücksichtigen; die meisten dieser Forscher waren jedoch eher Randfiguren und erhielten eine inferiore, selten bezahlte Position, vielfach innerhalb theologischer Fakultäten ... nicht wirklich als Anerkennung jüdischer Forschung oder des kulturellen Gewichts des deutschen Judentums gedacht, sondern ... lediglich der Bedeutung rabbinischer Studien für die religionsgeschichtliche Erforschung des NT Rechnung (tragend).“

Um 1960 auf abgründig veränderten Grundlagen beginnend, sind wir nach vierzig Jahren heute vollauf damit beschäftigt, erstmals ein alt-neues Fach Judaistik an einigen deutschen Universitäten zu legitimieren und zu festigen.

Erst dann aber, wenn nicht nur die Vertreter des mit dem Judentum, seiner Kultur und Religion, Geschichte, Sprachen, seiner Vergangenheit und Gegenwart befassten Faches (und dessen Trabanten und Sympathisanten), sondern auch die Akademiker, die die deutsche Geschichte als Geschichte der Wissenschaften und ihrer Verortungen reflektieren,

diese Vergangenheit kennen, mag das Scheitern der inhaltlich so mutigen und erfolgreichen Wissenschaft des Judentums an der deutschen Universität dem Handeln der Gegenwart reflektiert, und mit gehöriger Skepsis auch, dienen.

Wiese bringt die Bemühungen um Gehör, um Gesprächsbereitschaft, Anerkennung, um Gleichberechtigung als Juden, zu feinfühligem Darstellung. Wie seine Protagonisten es taten, tut auch er es ohne Vorwurfshaltung. So wühlt das Buch auf und erregt Emotionen, nicht allein weil es auf den „Schrei ins Leere“ hört, sondern auch, weil es einen ab und an erinnert an die Jahre des eigenen Studiums in Jerusalem vor 1967, an die Begegnungen mit den Lehrern der ersten „hebräischen“ Universität, Professoren, die doch zuvor eben nicht Professoren sein durften und deren Lehrer in den „jüdischen Fächern“ Dozenten nicht anerkannter „Seminare“ oder Rabbiner waren. Diese damals 50 bis 60-Jährigen begegneten dem noch unwissenden Twen mit einer freundlich-reservierten Offenheit, die sie mit ihm direkt oder indirekt über die ihnen noch so nahe Vergangenheit der „Wissenschaft des Judentums“ sprechen ließ. Sie zeigten die Verdienste und Schwächen ihrer eigenen Lehrer auf, ohne die Leistungen der protestantischen Wissenschaftler für die „Rabbinica“ zu schmälern – heute Wieses Buch lesend treten einem jene Jerusalemer Persönlichkeiten lebendig vor Augen, wie sie einen ihrer ersten deutschen Studenten unauffällig prüfen: Was weiß er von Bousset und Harnack, hat er jemals etwas von „Strack/Billerbeck“ gehört, von der „Gießener Mischna“, sollte man sich dazu äußern oder sogar darüber austauschen? Könnte er im Seminar ein Werk so vorstellen, dass die des Deutschen nicht kundigen Mitstudenten verstehen, was Qualitäten oder Nutzen jenes Produkts protestantischer Forschung oder Kritik sind?

So kam es, dass der Anfänger zwischen den Regalen der Jerusalemer Nationalbibliothek vor der jüdisch-wissenschaftlichen Literatur des 19./20. Jahrhunderts einerseits und den zeitgenössischen „christlichen Judaica“ andererseits hockte, „higher antisemitism“ verschlingend und jüdische Auseinandersetzung und Gegenwehr aufnehmend, ein manchmal fast irrwitziges Eintauchen in die deutschjüdische, jüdisch-deutsche Vergangenheit, deren Entsetzen und jüngste Folgen unsichtbar darüber lagen, damals noch unausgesprochen und konterkariert vom zionistisch israelischen Elan,

„aufgehoben“ im besten Sinne. Gewiss war das kein systematisches Studium dieser Kämpfe, Aggression und Apologetik, doch war es notwendig, das im Einzelnen zu erfassen, wenn auch bruchstückhaft und subjektiv-zufällig. Man hatte das in Deutschland nicht erfahren, kannte es dort nicht. Angeregt durch Seminar und Begegnung beim Studium der nachbiblischen jüdischen Kultur, wollte man sich ein Bild machen von der „Vorgeschichte“ der Lehrer, die man halbbewusst auch als der eigenen Geschichte zugehörig verstand.

Was einem aber unvergesslich bewusst wurde, war Gelassenheit und Fairness, die Bereitschaft, selbst mit einem unbedarften jungen Menschen die Leistungen und die Auseinandersetzungen der Wissenschaft des Judentums zu besprechen auch in Hinsicht auf die deutsche universitäre Theologie, ihre Ansprüche und ihre unbestrittenen Leistungen für die biblischen und auch rabbinischen Disziplinen. Es war unmissverständlich etwas Besonderes, ohne Häme oder Verbitterung in Jerusalem in die Welt der einstigen deutschen Universität und ihrer Abwendungen von der Wissenschaft des Judentums eingeführt zu werden.

Christian Wieses Buch bringt das weit Verstreute, das bruchstückhaft erinnerte und das subjektiv wie objektiv verdrängte auf die wünschenswerteste Weise systematisch zu Tage, entwickelt die Konflikte, übergeht keineswegs die wenigen erleuchteten und tolerant agierenden Theologen und stellt in Einleitung und Epilog Verbindungen zur Gegenwart her, umsichtig auch hier, lebendig und überaus inhaltsreich.

Dabei erschließt er zugleich zahlreiche unbekannte Quellen wie Briefwechsel zwischen den Gelehrten, zwischen jüdischen Kollegen einerseits und christlichen Kollegen andererseits, aber auch solche zwischen Christen und Juden. Intensive Korrespondenzen, die nachdenklicher machen als mancher veröffentlichte Aufsatz es könnte.

Hiervon angeregt möchte *Kalonymos* seinerseits mit einem Geschäftsbrief aus Privatbesitz die Recherchen Wieses um ein Mosaiksteinchen ergänzen und eine einzelne Frage beantworten helfen. Die langumstrittene „Gießener“ Mischna-Ausgabe erschien von 1912 an über lange Jahre in höchst unterschiedlicher Qualität, und war, da ohne jede jüdische Mitarbeit, von berechtigtem Misstrauen begleitet. Wiese dokumentiert das Vorhaben – „zwischen Unwissenheit und antisemitischer Gesin-

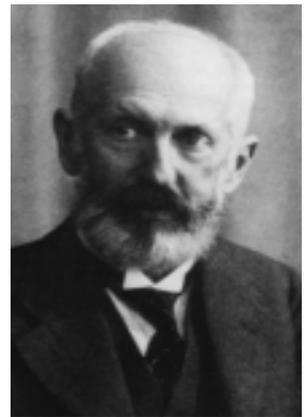
nung“ – ausführlich. Vollmundig auftretend, auch eine Veränderung des Verhältnisses von protestantischer Theologie und Judentum anstrebend, riefen doch ihre Anfänge Enttäuschung hervor. Die ersten Bände, von Oscar Holtzmann und Georg Beer bearbeitet, zeigten große sachliche Mängel und im Falle von Beer auch miesesten, aus Ignoranz und Arroganz gespeisten Antijudaismus, der der „Gießener Mischna“ keine jüdische Sympathien einbringen wollte.

„Leider lässt sich nicht feststellen, welche unmittelbare Wirkung der Einspruch jüdischer und protestantischer Fachleute auf die Konzeption der ‚Gießener Mischna‘ ausübte“, so Wiese (S. 326). Nun können wir aber auf einen Brief ihres Verlegers Alfred Töpelmann (1867-1923) verweisen, den dieser an den Leipziger Drucker seiner „Zeitschrift für die Alttestamentliche Wissenschaft“ schrieb und in dem er auf die jüdische (Nicht-)Mitarbeit an der „Gießener Mischna“ ausführlich eingeht. Die bekannte Firma W. Drugulin hatte sich um diesen hebräisch-deutschen Druckauftrag bemüht, war sie doch auf orientalische Schriftsysteme spezialisiert. Auch bot Drugulin mit seinem hebraistischen Experten Dr. Moritz Chamizer einen nicht nur der Sprache kundigen Mitarbeiter, der auch Sachfehler vermeiden helfen könnte. Wir bringen den Brief A. Töpelmanns an die Druckerei Drugulin vom 16. April 1913 mit geringfügigen Kürzungen.

...

Ich bestätige Ihre Zuschrift v. 15. d.M., von deren interessantem Inhalt ich Kenntnis genommen... Ich werde dafür sorgen, daß der sich eingeschlichene Fehler in der Platte Abänderung findet und freue mich, daß Sie denselben für den Druck des ZAW-Probehefts noch rechtzeitig durch Hrn. Dr. Chamizer bemerkten. ... Es ist selbstverständlich, daß es Teighebe und nicht Teichhebe heißen muß, da es mit dem Wasser absolut nichts zu tun hat.

Ich bemerke aus Ihrem Brief, daß Sie und Herr Dr. Chamizer das Werden meiner Mischnaausgabe verfolgen, und bemerke natürlich andererseits auch, daß Sie auch sehen, daß daran sehr viel ausgesetzt wird. Bis zu einem gewissen Grade muß ich Ihnen schon recht geben, daß manche Fehler durch Mitarbeit eines gelehrten Juden vermieden werden könnten, aber Sie dürfen nicht glauben, daß ich und die Herausgeber es unterlassen hätten, nach



Felix Perles



Benno Jacob



David Hoffmann



dieser Seite hin eine Mitwirkung zu erlangen. Der hauptsächlichste Urheber der Ausgabe bin ich schließlich selbst, indem ich aus dem Angebot der Herausgabe von einigen Mischnatraktaten im Verlaufe der Jahre diesen Plan reifen ließ. Daß eine derartige Ausgabe trotz allen Dagegenredens, besonders von jüdischer Seite, erwünscht, gern gesehen, und wie ich wohl sagen darf, von großer Bedeutung ist, das wird von den verschiedensten Seiten bezeugt werden. Ich will nur ein Urteil nennen, und zwar das des augenblicklich wohl bedeutendsten Theologen Harnack, der mich, nachdem er zum ersten Male davon gehört hatte, geradezu dazu beglückwünschte unter ganz besonderer Hervorhebung des hohen wissenschaftlichen Wertes für die christliche wie jüdische Theologie. Harnack geht sogar soweit, was ich Ihnen mehr im Vertrauen sage, zu meinen, daß dies ein sehr gangbares Verlagsunternehmen sein müsse, womit er sogar auch die Ablehnung des Gesuches um eine finanzielle Unterstützung von seiten der preußischen Akademie begründet. So optimistisch denke ich freilich nicht, aber der wissenschaftliche Verleger hat sich im Verlauf der Zeit immer mehr daran gewöhnen müssen, recht bescheiden zu sein, und deshalb freue ich mich auch schon über einige Hundert feste Abonnenten auf das Unternehmen, die ich bisher nach noch nicht Jahresfrist erlangen konnte. Daß die jüdischen Theologen sehr viel daran aussetzen haben würden, war uns von vornherein klar, und es wurde uns immer klarer dadurch, daß es nicht gelingen wollte, wenigstens in den Jahren, in denen die Sache in Werden war, die Mitarbeiterschaft jüdischer Gelehrten zu erlangen. Da bekamen wir von allen angefragten Juden Absagen, und so ist es denn gekommen, daß wir unter den Mitarbeitern wenigstens keinen Juden nennen können. Die Absagen haben uns ja nicht allzusehr verwundert, denn es ist begreiflich, daß die Juden dieses Gebiet als ihnen allein zustehend betrachten und der Ansicht sind, daß ein christlicher Theologe dabei überhaupt nichts zu sagen habe. – Daß ein Mann wie Strack, der sich ja selbst mit dem friedlichsten Menschen zankt, ja der fortgesetzt in Fehde mit seinen Glaubensgenossen lebt, abfällig urteilt, das wußten wir auch, und es ist mir bei vertraulichen Anfragen in der ersten Zeit nicht nur einmal passiert, daß es hieß: „Nun darauf, daß Ihnen Strack einen Knüppel zwischen die Beine werfen wird, werden Sie ja ohnehin gefaßt sein!“ Ihre

Erwähnung der Angelegenheit läßt mich etwas aus der Schule plaudern, indem ich Ihnen nämlich sagen kann, daß scheint's jetzt schon gewisse jüdische Theologen gar nicht mehr solche Gegner der Mischnaausgabe sind, wie vor dem Erscheinen, und zwar nicht, wie angenommen werden könnte, weil sie ihr die Wissenschaftlichkeit und den Wert überhaupt absprechen, sondern im Gegenteil, weil sie doch die Betrachtung der Mischna von seiten christlicher Theologen für gar nicht unnötig ansehen, und so ist es auch gekommen, daß ein recht tüchtiger Jude, der eine Professur bekleidet, sich lebhaft für die Sache interessiert u. die Mitarbeiter tätigst unterstützt. Vielleicht nehmen wir ihn und auch noch einen andern in die Mitarbeiterliste noch mit auf, was besonders von dem Willen dieser Herren abhängen wird.

Daß es mir natürlich äußerst wertvoll wäre, Hrn. Dr. Chamizers Mitarbeit zu besitzen, wenn ich die Mischna bei Ihnen drucken ließe, das möchte ich nicht unterlassen, zum Ausdruck zu bringen, da wir aber nun einmal über die Sache sprechen, nämlich daß ich Ihnen die Mischna nicht übertragen konnte, möchte ich folgendes erwähnen. Es ist mir unmöglich, die großen Preise zu bezahlen, die in den letzten Jahren von Ihrer und andern Leipziger Buchdruckereien gefordert wurden, wenigstens dann, wenn ich die Arbeiten von andern, zumeist nicht Leipziger, vorwiegend guten Provinzdruckereien, zu wesentlich niedrigeren Preisen erhalte. Ich habe nicht nur Ihnen, sondern auch andern großen Druckereien große Aufträge nicht geben können, da ich sie von andern Druckereien tatsächlich bedeutend billiger hergestellt bekomme, resp. schon bekommen habe. Sie werden da immer behaupten, daß das natürlich auf Kosten der Qualität gehe, aber ich konnte nicht bemerken, daß dies der Fall ist. Ich habe schon bei Beginn der Buchdruckerdifferenzen, die dann den für uns Verleger so ungünstigen Tarif zeitigten, gemeint, daß diese Angelegenheit wohl den guten Provinzdruckereien die Aufträge zuteilen dürfte, und ich glaube mich nicht getäuscht zu haben, denn einige Beispiele haben mir dies durchaus bestätigt. Ich kann unmöglich diese hohen Preise anlegen, wie Sie sie mir z.B. bei der Mischna abforderten, und infolgedessen konnte ich damals Ihre eingegangene Offerte gar nicht berücksichtigen. Freilich vermissen Sie dadurch die Mitwirkung Ihres Hrn. Chamizer, aber wer vermag das Exempel richtig aufzustellen und

den Beweis zu erbringen, daß ich nach den verschiedensten Seiten hin ev. doch besser getan hätte, wenn ich deshalb die unverhältnismäßig teurere Herstellung bei Ihnen gewählt hätte.

Mit bester Empfehlung zeichne ich
hochachtungsvoll

(gez. :) Alfred Töpelmann

Wir halten für wahr und gewiß ...

Über schriftliche und mündliche Tora in Herz Hombergs Lehrbuch *Imre Schefer*

Rainer Wenzel

Die Lehre von der mündlichen Tora, nach der Israel am Sinai neben der schriftlichen Tora eine mündliche Überlieferung empfangt, ist Dreh- und Angelpunkt des jüdischen Traditionsverständnisses. Sie begründet die unaufhebbare Verbindlichkeit der Gebote und zugleich die Möglichkeit, die halachische Tradition neu zu deuten und fortzuentwickeln. Um so erstaunlicher ist es, dass der mährische Landesrabbiner Mordechai Benet (1753-1829) ein staatliches Schulbuch für den jüdischen Religionsunterricht billigte, in dem die Lehre von der mündlichen Tora nicht einmal erwähnt wird. *Bne Zion* („Kinder Zions“), verfaßt von dem jüdischen Aufklärer und Pädagogen Herz Homberg (1749-1841), erschien in erster Auflage 1812 in Wien. Der Autor galt den frommen Juden der habsburgischen Länder zu dieser Zeit bereits als Ungläubiger, und insbesondere in Galizien war sein Wirken als Oberaufseher der dortigen deutsch-jüdischen Schulen in ungueter Erinnerung geblieben (siehe Kalonymos 1999/3). Den Wiener Staatsräten war das bekannt, und um eine günstige Aufnahme von *Bne Zion* nicht von vornherein unmöglich zu machen, entschieden sie, dass das Buch ohne Nennung seines Verfassers erscheinen und ihm eine Approbation des weithin geschätzten und über allen Zweifel an seiner Frömmigkeit erhabenen Landesrabbiners vorangestellt werden sollte. Aber abgesehen davon, dass allgemein bekannt wurde, wer *Bne Zion* geschrieben hatte, traf das Buch auch deshalb auf entschiedene Ablehnung, weil die Lehre von der mündlichen Tora darin nicht vorkommt.

Möglicherweise scheute sich Mordechai Benet, die Bitte der staatlichen Behörden abzuschlagen. Außerdem konnte er sich dabei beruhigen, dass die Kinder neben den staatlichen Schulen weiterhin den Cheder besuchen würden. Er selbst ermunterte

seine Söhne dazu, die deutsche Sprache zu erlernen und sich profanes Wissen anzueignen. Schon 1808 hatte er eine Approbation für Hombergs erstes Lehrbuch *Imre Schefer* („Schöne Reden“) verfaßt.

Anders als *Bne Zion* erschien *Imre Schefer* zweisprachig, hebräisch und deutsch in hebräischen Lettern. Homberg schreibt hier ein an der Sprache der Mischna und der *Mischne Tora* des Maimonides geschultes klares und gut lesbares Hebräisch, das den Wunsch und auch die Fähigkeit erkennen lässt, sich den jugendlichen Lesern anzupassen. In seiner Darstellung der jüdischen Religion folgt er dem Dekalog und den erstmals von Maimonides formulierten dreizehn Glaubensprinzipien. Von *Bne Zion* unterscheidet sich *Imre Schefer* nicht zuletzt auch darin, dass hier die Lehre von der mündlichen Tora ausführlich erörtert wird. Obgleich das Buch von dem Bemühen zeugt, jüdische Tradition und Aufklärung miteinander zu versöhnen, wurde Benet dafür zur Rede gestellt, dass er für *Imre Schefer* eine Approbation geschrieben hatte. Nach dem Zeugnis eines seiner Söhne rechtfertigte er sich damit, dass er das Buch zweimal von Anfang bis Ende gelesen, genau geprüft, an einigen Stellen verbessert und für gut befunden habe. Es lehre „in einer leichten und klaren Sprache“ die Grundlehren der Religion, behandle Sabbat und Feste und unterweise auch in Moral und guten Sitten. Auch lasse sich mit seiner Hilfe Hebräisch und zugleich Deutsch lernen.¹

Das Steinheim-Institut hat eine kommentierte Neuedition von *Imre Schefer* vorbereitet, die den bereits neu erfaßten hebräischen wie deutschen Text bietet, letzterer in lateinischen Buchstaben gedruckt und so erstmals einem breiten Publikum zugänglich gemacht. Im Folgenden veröffentlichen wir Auszüge aus den Ausführungen Hombergs über schriftliche und mündliche Tora:

¹ Joseph Walk, *Bne Zion* von Herz Homberg (hebräisch), Annual of Bar-Ilan University – Studies in Judaica and the Humanities 14/15 (1977), S. 230



Der achte Glaubensartikel ist: Wir halten für wahr und gewiß, daß die Heilige Schrift, welche wir noch itzt besitzen, uns Gott durch Mosche, seinen Auserwählten, übergeben hatte. [...]

Als würdiger Mittler zwischen Gott und der Nation, wird die Offenbarung und zuweilen die ganze Schrift nach ihm benannt: Die Lehre Mosches: „Die Lehre, die Mosche uns befohlen, ist ein Besitztum der Versammlung Jaakobs.“² (Wohl uns! Wie schön ist dies Erbtum!) Daher spricht der Sänger: „Die wahre Lehre gab seinem Volke Gott, durch die Hand seines Propheten, des Vertrauten in seinem Hause.“³

Ich habe schon oben bemerkt, daß die in der Schrift enthaltenen Gesetze nicht leicht zu erklären, oft vieldeutig sind: „Eines spricht Gott, zweierlei vernehmen wir daraus“⁴; darum gerät man in Irrtümer, sobald man sie bloß nach Gutdünken zu erklären sucht. Der gemeine Haufen und und alle, deren Verstand beschränkt ist, würden im Finstern herumtappen, wenn ihnen nicht eine ihrer Fassung angemessene Verdeutlichung der Gesetze vorleuchtete. Es wäre also gefährlich gewesen, ihre Erklärung dem Eigendünkel oder der geflissentlichen Verdrehung preiszugeben, das Gesetz der Leidenschaft anzufügen, die so gern alle sittlichen Bande zerreißt, um freies, freches Spiel zu haben. Diesem Übel vorzubeugen, hat Mosche den Priestern, Richtern und Ältesten seiner Zeit die Lehre selbst erklärt, auch sonst jedermann belehrt, der zu ihm kam, dem Worte Gottes tiefer nachzuforschen. Da er nichts hinzugesetzt und in die Erklärung keinen Satz gebracht hatte, der zwecklos gewesen wäre, so muß diese Erklärung, welche das mündliche Gesetz heißt, aus dem Willen Gottes herfließen. Hierauf wird vorzüglich in Avot gezielt, wo gesagt wird: „Mosche empfing die Lehre auf dem Berge Sinai, übergab sie Jehoschua, Jehoschua den Ältesten, die Ältesten den Propheten, und die Propheten übergaben sie endlich den Männern der großen Versammlung“⁵; von denen wir unten sprechen werden. [...]

Als Mosche nämlich sein Ende herannahen sah, und daß Jehoschua die Kinder Israels in das versprochene Land einsetzen wird, so fing er an, die Gebote, Verbote, Gesetze und Lehren, welche ihm Gott von Zeit zu Zeit eingegeben hatte, zu wiederholen und in dem fünften Buche, das darum die Wiederholung der Lehre genannt wird, zu ordnen. Da aber die Erklärung der Lehre sehr weitläufig ist und viele Folgerungen enthält, die ebenfalls als Ge-

setze betrachtet werden, so war es nicht ratsam, diese Erklärung aufzuzeichnen. Eine geschriebene Auslegung der Gesetze hätte wieder zu mancherlei Meinungen und Begriffen nach Verschiedenheit der Einsichten und Neigungen der spätern Ausleger Gelegenheit gegeben, welche der Absicht des Gesetzgebers entgegen sein konnten. Der große und vorsichtige Lehrer der Nation hat darum für nötig befunden, die Auslegung seinem Schüler Jehoschua mündlich mitzuteilen, mit dem Befehle: nach seinem Tode nichts daran zu ändern, weder etwas davonzunehmen, noch etwas hinzuzutun. Bekanntlich sind die Zusätze am meisten schuld, daß das Wesen des Gesetzes darüber verloren gehet; Jehoschua aber sollte sie unverändert den Ältesten übergeben, welche dieselbe wieder unverändert ihren Nachkommen zu überliefern hatten.

Diese Ältesten machten einen Senat aus, der unter dem Namen Sanhedrin bekannt ist. Das Sanhedrin war aus siebenzig der gelehrtesten und vortrefflichsten Männer der Nation zusammengesetzt, welche unter dem Vorsitze eines Oberhauptes, das Nasi (Fürst) hieß, die Nation, in allem, was die Religion betraf, belehrte und leitete. Dieses Sanhedrin teilte die Auslegung den Propheten mit; und so ging es von Generation zu Generation, bis zu den letzten Propheten in den Tagen Esras. Als zu dieser Zeit der Glanz der Nation abgenommen hatte, und keine göttliche Erscheinung mehr zu erwarten war, da versammelten sich die Einsichtsvollsten und Tugendhaftesten im Volke, hundertzwanzig an der Zahl, hielten Rat, machten verschiedene Einrichtungen, die Religion und den Gottesdienst betreffend, und führten dadurch gleichsam eine Schutzmauer um das Wort Gottes auf. Als sie auseinandergingen, bildeten sie Schulen in den volkreichsten Städten. Die Schulen wurden mit geschickten Gesetzkundigen besetzt, die sich zweimal die Woche versammelten und unter Leitung eines sehr gelehrten und erfahrenen Mannes, der ihr Oberhaupt war, Recht sprachen, vorgefallene Streitigkeiten schlichteten, über die Volkssitten wachten und das geschriebene Gesetz nach den empfangenen Auslegungen, den Lehrbegriffen erklärten.

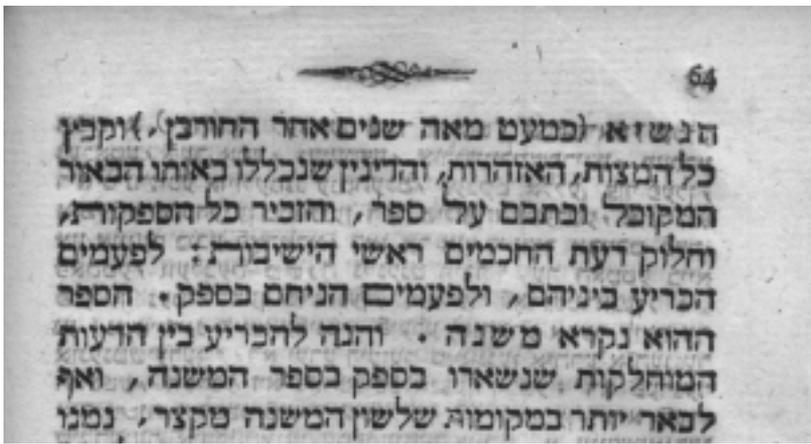
Gleichwohl entstanden mit der Zeit Zweifel und geteilte Meinungen über den Sinn der Auslegung mancher Gesetze. [...] Die Schulen wurden über viele Gegenstände der Religion und der Rechtslehre so uneins, daß oft über einen und denselben Fall die Aussprüche der Schulen einander

2
Dtn 33,4

3
Aus dem liturgischen Hymnus Jigdal

4
Nach Ps 62,12

5
Mischna, Avot 1,1



Aus *Imre Schefer*: Rechts Hebräisch, links Deutsch. Die abgebildeten Seiten beginnen mit den Worten: „Ha-Nasi (Jehuda, Lehrer und Fürst) auftrat, alle Gebote, ...“

schnurstracks zuwider waren. So stand es etwa hundert Jahre lang nach der Zerstörung des zweiten Tempels, bis *Rabbi Jehuda Ha-Nasi* (Jehuda, Lehrer und Fürst) auftrat, alle Gebote, Verbote, Gesetze, Urteilssprüche, welche die mündliche Auslegung enthält, nebst allen Zweifeln und verschiedenen Meinungen der Schulen sammelte und sie in einem Buche vortrug, das er in dieser Absicht verfaßte, welches *Mischna* genennt wird. Er hatte bei vielen geteilten Meinungen, die er vorgetragen, seine Entscheidung hinzugefügt, viele andere aber ließ er unentschieden.

Da jede dieser Meinungen ihre Anhänger hatte, welche sie fortzupflanzen suchte; da ferner im *Mischna* selbst viele Stellen vorkommen, die verschiedener Ausdeutungen empfänglich sind; so entstanden wieder neue Mißhelligkeiten unter den nachfolgenden Schulen. Um endlich jeden Zweifel, Widerspruch und Mißverstand zu heben, wurde jede Gesetzauslegung, und die Einwürfe dagegen, streng geführt, und die Entscheidung, wie sie ausfiel, mußte von allen Schulen angenommen werden und für die ganze Nation gültig sein. Die Sammlung dieser Entscheidungen, nebst den vorausgegangenen Untersuchungen, haben zwei große Gelehrte, *Rabina* und *Rav Aschi*, veranstaltet. Das Werk, welches diese Sammlung und zugleich viel erhabene Lehren und weise Sittensprüche enthält, heißt: *Talmud* oder *Gemara*, endlicher Ausspruch

über alle gelehrten Streitigkeiten und unabänderliche Auslegung aller Vorschriften des geschriebenen und mündlichen Gesetzes.

Der *neunte Glaubensartikel* ist: Wir halten für wahr und gewiß, *daß die heilige Lehre Gottes nie widerrufen, nie zurückgenommen werden kann. „Gott ist kein Menschensohn, der sich anders bedenkt!“*⁶ Auch ein vernünftiger Mensch ändert nicht leicht einen Entschluß, den er nach reiflicher Erwägung der Umstände, und des vorhabenden Endzwecks, gefaßt hat. Wenn er dennoch davon abweicht und andere Mittel ergreift, so müssen sich neue Umstände ergeben haben, die ihm damals unbekannt waren, und welche er nicht hat voraussehen können, dies findet aber bei Gott nicht statt; er, der alle zukünftigen Folgen, Veränderungen und Verkettungen der Umstände kennt; er, der nach Millionen Jahren nichts mehr erfahren kann, als was er itzt weiß und vor der Schöpfung sich schon gedacht hat, dem also kein Ereignis *irgendwo* in der Schöpfung und *irgendwann* in der Zeit neu sein kann: Warum sollte er also seinen Entschluß ändern? Eine neue Lehre wählen und jene widerrufen, die er mit so vielem Glanze und Aufwande von Wundern einer ganzen Nation offenbarte, und diese Offenbarung zur Verwunderung und Anbetung aller künftigen Generationen veranstaltet hatte? *„Nie wird Gott sein Gesetz gegen ein anderes vertauschen oder verwechseln.“*⁷

6
Num 23,19

7
Aus dem *Jigdal*

Mitteilungen

An der Ben-Gurion-University of the Negev in Beersheva findet vom 10.-12. September eine Konferenz zur **Alltagsgeschichte der Europäischen Juden in der Frühen Neuzeit** statt. Die Tagung, vom Center for German Studies der BGU, dem Steinheim-Institut und den Duisburger Jüdischen Studien gemeinsam veranstaltet, bringt Forscher aus Israel, Deutschland und den USA zusammen, die unterschiedlichste Aspekte des familiären und gemeinschaftlichen Alltagslebens untersuchen: den Umgang mit dem Tod, sexuelle Beziehungen, Konversionen zum Christentum, sowie den vielfältigen Kontakt mit der nicht-jüdischen Bevölkerung. Unterstützt wird die Konferenz vom Leo Baeck Institute in Jerusalem, der Konrad Adenauer Stiftung und dem BGU-UCLA Academic Exchange Pro-

gram. Das Programm ist auf unserer Homepage abrufbar. Auskunft geben wir selbstverständlich auch gern telefonisch oder schriftlich.

Ab 1. August beginnt Peter Moldenhauer bei uns eine **Berufsausbildung** zum Fachangestellten für Medien- und Informationsdienst, Fachrichtung Bildarchiv.

Für das junge Fach **Jüdische Studien** der Duisburger Gerhard-Mercator-Universität hat sich die Studierendenzahl über die letzten drei Semester sehr erfreulich entwickelt. Mit den über 50 im Haupt- und Nebenfach Studierenden sind nunmehr auch 13 Promovierende bei unseren drei Hochschullehrern eingeschrieben.



Neue Bücher

Michael Brenner und Stefan Rohrbacher (Hrsg.): *Wissenschaft vom Judentum. Annäherungen nach dem Holocaust*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2000, 240 S. ISBN 3-525-20807-3

14 Autoren geben unter den Rubriken *Historische Entwicklung, Perspektiven von Forschung und Lehre* und *Bilanz einzelner Fachgebiete* geradezu spannend zu lesende, da kontroverse Einblicke in Geschichte und Gegenwart des Fachs Judaistik/Jüdische Studien und verwandter Gebiete in der Bundesrepublik Deutschland heute. Soeben erschienen und nicht nur den „Fachleuten“ empfohlen!

Doris Bensimon: *Adolph Donath. Parcours d'un intellectuel juif germanophone. Vienne-Berlin-Prague*. Paris: L'Harmattan, 2000, 302 S. ISBN 2-7384-8713-0

Die Pariser Soziologin entfaltet die Biographie ihres Onkels, des Kunstkritikers (1876-1937), für alle seine Lebensstationen. Donath, Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse“, der „B.Z. am Mittag“ und des „Berliner Tageblatt“, Begründer des „Kunstwanderer“ (1919-1933), bleibt einer fernen, hier verehrend nahegerückten Erinnerung vor allem mit seinen „Judenliedern“ (zwischen 1895 und 1920) verbunden.

Andreas B. Kilcher (Hrsg.): *Metzler Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur. Jüdische Autorinnen und Autoren deutscher Sprache von der Aufklärung bis zur Gegenwart*. Stuttgart/Weimar: J. B. Metzler, 2000, 664 S., 255 Abb. ISBN 3-476-01682-X

Ein kühner Wurf – ein Lexikon zur deutschsprachigen Literatur jüdischer Autorinnen und Autoren in 270 Personen-Artikeln, das sich auf die Suche macht nach der individuellen Selbstverortung dieser Schreibenden in gut lesbaren, informativen kleinen Essays. Eine von außen herangetragene Definition dessen, was jüdische Literatur ist, wird vermieden, vielmehr nach dem Selbstverständnis der Schreibenden gefragt, nach ihrer Interpretation dessen, was es heißen könnte, „deutsch-jüdisch“ zu schreiben. Wenige Namen nur sind es, die man vermisst: Wenn die heutige Trivilliteratur stark vertreten ist, warum dann nicht die des 19. Jahrhunderts, Reckendorf und Markus Lehmann? Und wo ist Henryk Broder? Hat sich Elfriede Jellinek nie, nicht Thomas Brasch zu ihrem auch Jüdisch-Sein, wie auch immer, geäußert? Wir begnügen uns einstweilen aber gern mit einem fulminanten Anfang, der einlädt, deutsch-jüdische Literatur in ihrer un-absehbaren Vielseitigkeit neu zu lesen und zu interpretieren.

Glossar, glossiert

Wer einmal ein Glossar erstellt hat, kennt die Mühen: Man sucht in eigenen Arbeiten nach früheren Fassungen, überlegt, ob man die alten Erklärungen übernehmen kann oder inzwischen anders über einen Sachverhalt denkt und schaut sich die Versuche anderer an. Blättert man nun erwartungsvoll das Glossar der gerade erschienenen Studie *Christen und Juden III. Schritte der Erneuerung im Verhältnis zum Judentum* der Evangelischen Kirche in Deutschland auf (hrsg. vom Kirchenamt der EKD, Gütersloh 2000, S. 108-110), dann ist man über einige der gegebenen Erklärungen doch überrascht:

„Midrasch Von hebr. *darasch* = ‚untersuchen‘, ‚erklären‘, abgeleitete Bezeichnung erbaulicher Auslegungen alttestamentlicher Bücher durch jüdische Schriftgelehrte.“

Überrascht, denn längst nicht alle Midraschim sind „erbaulichen“ Inhalts, sondern einige, wie der Midrasch „Sifra“ zu Levitikus (3. Mose), widmen sich

halachischen (die Religionsgesetze und -gebote betreffenden) Fragen. Sollte der Blick des Verfassers (der Verfasserin) des Glossars nicht nur auf diesem protestantisch-„anti-gesetzlichen“ Auge etwas getrübt gewesen sein?

„Mischna Von hebr. *schana* = ‚wiederholen‘, abgeleitete Bezeichnung der ursprünglich mündlichen, im 2. Jahrhundert n. Chr. schriftlich zusammengefassten Auslegungen der Tora durch pharisäische Rabbinen ...“.

Sollte man einen Moment daran zweifeln, dass dieser Erklärung zufolge die Mischna die Schrift auslegt, so wird der Zweifel spätestens beim Eintrag „Talmud“ zur Gewissheit: Im Talmud sei „die ursprünglich mündliche Schriftauslegung der Rabbinen, bestehend aus Mischna (s.o.) und Gemara (Vervollständigung)“ gesammelt.

Auch das andere Auge ist also getrübt: vom reformatorischen Grundsatz „sola scriptura“. Daher

hat es ganz übersehen, dass die meisten in der Mischna gesammelten Überlieferungen keinerlei Anhalt in der Schrift haben, sondern mündliche Traditionen, mündliche Tora sind, die, traditionell ausgedrückt, zusammen mit der schriftlichen Tora am Sinai gegeben wurde oder sich gleichzeitig mit ihr entwickelt hat, wovon im Glossar unter „Tora“ selbstverständlich auch nichts zu lesen ist. Die erste Studie „Christen und Juden“ (Gütersloh 1975; 3. Aufl. 1979, S. 51) hatte dagegen die Mischna weit aus angemessener beschrieben als „schriftliche

Sammlung der ‚mündlichen Lehre‘ (Tora) um 200 n.Chr. Die Mischna enthält nach Themen geordnete Modellfälle religiöser Lebensgestaltung (jüdisch: Halacha), die aus Diskussionen mehrerer Generationen jüdischer Gelehrter hervorgegangen sind ...“ Nach dem Glossar also der jüngsten Studie zu urteilen, sollte man keineswegs schon an den Abschluß der Studienreihe denken (S. 7), sondern eher geduldig weiterarbeiten: Über das Judentum lernt man so schnell nicht aus.

Birgit Klein

„Babycaust“ und „l’olocausto cristiano“

Die Anziehungskraft des Begriffs „Holocaust“ ist ungebrochen – vor allem auf jene, die damit außerhalb der Fakten, für die er seit Ende der vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts mit wachsender Intensität und Häufigkeit angewendet wird, ihre Anliegen mit einem Maximum an Katastrophalität zum Ausdruck bringen wollen. „Holocaust“ wird da zum Instrument, zum Schlag-Wort. Dessen instrumentalisierende Attraktivität dürfte eher noch wachsen, wie zwei neueste Beispiele zeigen. Zwar scheint man im deutschen Sprachraum inzwischen die Geschmack- und Taktlosigkeit erkannt zu haben, die mit Prägungen wie „Holocaust des Berufsbeamten-tums“ einhergehen, und die Diskussion um die ungezügelte Ausnutzung des Begriffes durch radikale Abtreibungsgegner ist noch in Erinnerung, aber

nunmehr wird das Wort selbst manipuliert, um es, halbwegs erkennbar, weiter zu nutzen, wie abstrus die Wortmissbildung auch ist. Die polemische Prägung „Babycaust“ ist, so hat ein deutsches Gericht kürzlich entschieden, durch das Recht auf freie Meinungsäußerung gedeckt – die Sprache kann sich nicht wehren.

Und in Italien ist soeben ein Buch erschienen, das sich den Neuen Märtyrern widmet – den um ihres Christentums willen im 20. Jhd. Verfolgten und Getöteten, von den Armeniern 1915 über Bolschewismus, Nazismus, extremistischen Islam usw. bis zu den Massakern in Osttimor 1999. Es ist betitelt: *Il secolo del martirio* – Das Jahrhundert des Martyriums. Was das mit dem Begriff „Holocaust“ zu tun hat? Nun, bis kurz vor Erscheinen war das Buch angekündigt als: *L’olocausto cristiano* – Der christliche Holocaust. Wir wissen nicht, was Verleger Mondadori oder Autor Andrea Riccardi dazu bewogen hat, diesen kraftvollen Titel aufzugeben. Wir wissen allerdings, dass sie auf den Effekt von Aneignung und Gleichsetzung nicht verzichten mögen: Das Buch, das auf der Grundlage von 9600 vaticanischen Karteien eine Bilanz von „um die fünf Millionen Neue Märtyrer“ zieht, trägt nämlich zum roten Schutzumschlag noch eine tiefschwarze Bauchbinde, die das wohl zu neutrale „Jahrhundert des Martyriums“ korrigiert und ins rechte Licht setzt mit ihrem Aufdruck: „l’olocausto cristiano“. Sollte es damit aber Ärger geben, so könnten wir, angeregt vom deutschen „Babycaust“, vorschlagen, sprachlich ähnlich inspiriert einen Schritt weiter zu gehen ... wie wäre es mit „cattolocausto“?

Holocaust
abgeleitet vom griech. „ganz verbranntes Opfer“, erstmals in der Septuaginta, der ältesten griechischen Übersetzung der Bibel, siehe z.B. Levitikus 6,16

Impressum

Herausgeber: Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Gerhard-Mercator-Universität Duisburg ISSN: 1436-1213
Redaktion: Michael Brocke (Vi.S.d.P.), Thomas Kollatz, Aubrey Pomerance **Grafikdesign:** kommunikationsdesign thekla halbach und thomas hagenbucher, Düsseldorf **Layout:** Rolf Herzog **Anschrift der Redaktion:** Geibelstraße 41, 47057 Duisburg, Tel: 0203/370071-72; Fax: 0203/373380; E-mail: institut@sti1.uni-duisburg.de; Internet: http://sti1.uni-duisburg.de/ **Druck:** Joh. Brendow & Sohn, Grafischer Großbetrieb und Verlag, Moers **Versand:** Vierteljährlich im Postzeitungsdienst, kostenlos **Spendenkonto:** 238 000 343, Stadtparkasse Duisburg, BLZ 350 500 00

Jan Schuff

Josef Kalonymos

George Eliots letzter Roman ist, verglichen mit den früheren, so gut wie unbekannt. *Daniel Deronda* ist seit 1876 nur zweimal deutsch übersetzt worden, seit 1994 gut und flüssig zu lesen – schließlich ist Eliots Vermächtnis ein großes und umfangreiches Werk. Manche sehen es als Doppelroman, dessen eine, die titelgebende Hälfte nur Gesinnungsliteratur sei, auf die man zugunsten der anderen, „Gwendolen Harleth“ (einer brillant und fein differenziert gezeichneten Frauenfigur), gut verzichten könnte. Ein Urteil, das keineswegs allein auf literarischen Kriterien beruht und das man heute ad acta legen darf – zu eindrücklich ist die Meisterschaft der George Eliot, auch wenn *Daniel Deronda* und seine *Mira* idealisiert sind. Das ist weder verwunderlich noch auch eine Schwäche der Autorin, sondern war 75 Jahre vor der Verwirklichung des Traums vom wiederzugewinnenden Zion nicht anders möglich. *Deronda* ist zu höchstem berufen, und es zeugt vom umfassenden Wissen und der Empathie der Verfasserin, daß ein „Josef Kalonymos“ in Mainz dem *Daniel Deronda*, der erst kürzlich von seiner ihm unbekanntem Mutter seine „jüdische Identität“ erfahren und erhalten hat, das Vermächtnis seines Großvaters, *Daniel Charisi*, Jugendfreund des Josef Kalonymos, überreicht. Bei der ersten Tuchfühlung in der Frankfurter Synagoge, die *Deronda* auf Durchreise aufgesucht hatte, glaubte J. Kalonymos den Enkel seines Freundes erkannt zu haben, wusste er doch von dessen Adoption. Die Figur des Josef Kalonymos steht für die aschkenasische Judenheit als Bewahrerin des Erbes, das die übernächste Generation, die sich selbst und damit ihren Auftrag noch ignoriert, auf sich nehmen muss. Dies wird mit *Mira* und von ihrem Bruder *Mordechai Cohen* und dem Josef Kalonymos geöffnet dem jungen *Gentleman*, dem Engländer *und* Juden *Daniel Deronda*. *Mordechai* kann, da seine Aufgabe erfüllt ist, sterben. *Gwendolen Harleth* ist zur Selbsterkenntnis gelangt und beglückwünscht *Mira* und *Deronda*, die von ihrer Hochzeit aus in den Orient aufbrechen. Auch der alte Josef

Als Deronda seinen Brief im Bankhaus in der Schusterstraße in Mainz vorlegte und nach Joseph Kalonymos fragte, wurde er gleich in einen inneren Raum geführt. An einem Tisch, damit beschäftigt, Ordnung unter geöffnete Briefe zu bringen, saß dort der weißbärtige Mann, den er ein Jahr zuvor in der Frankfurter Synagoge gesehen hatte. ... Als er Deronda eintreten sah, erhob er sich, kam aber nicht auf ihn zu und streckte ihm auch nicht die Hand entgegen. Indem er ihn mit kleinen und durchdringenden Augen anblickte, die wie schwarze Juwelen aus seinem gelblichen Gesicht und unter seinem weißen Haar funkelten, sagte er auf deutsch: „Gut! Jetzt sind Sie es, der mich sucht, junger Mann.“

„Ja, ich suche Sie dankbar als einen Freund meines Großvaters auf“, erwiderte *Deronda*, „und außerdem schulde ich Ihnen Dank, daß Sie sich um meinnetwillen soviel Mühe gemacht haben.“ Er unterhielt sich ohne Schwierigkeit auf deutsch, jener unvoreingenommenen Sprache, die manch Fremdes an ihre mütterliche Brust nimmt.

Kalonymos reichte ihm jetzt die Hand und sagte herzlich: „So – Sie sind also nicht mehr ärgerlich, daß Sie außer Engländer noch etwas anderes sind?“

„Im Gegenteil. Ich danke Ihnen herzlich dafür, daß Sie geholfen haben, mich vor weiterer Unkenntnis meiner Herkunft zu bewahren, und dafür, daß Sie die Truhe für mich aufbewahrt haben, die mein Großvater für mich hinterlegte.“

„Setzen Sie sich, setzen Sie sich“, sagte *Kalonymos* rasch und mit gedämpfter Stimme, wobei er sich selbst wieder hinsetzte und auf einen Stuhl in seiner Nähe wies. Nachdem er bedächtig den Hut zur Seite gelegt und das volle weiße Haar seines Hauptes entblößt hatte, strich er sich über den Bart und ergriff denselben, während er prüfend in das junge Gesicht vor ihm schaute. ... Auf hebräisch zitierte er eine Stelle aus einer der herrlichen Hymnen der jüdischen Liturgie: „So groß Deine Güte für die früheren Generationen war, so möge sie auch für die späteren sein.“ – Nach einer kurzen Pause begann er: „Junger Mann, ich freue mich, daß ich noch nicht abgereist bin und daß Sie rechtzeitig gekommen sind, damit ich das Ebenbild meines Freundes sehen kann, wie er in jungen Jahren war. Sie sind nun nicht mehr der Gemeinschaft Ihres Volkes entfremdet, weichen nicht mehr stolz und zornig vor der Berührung desjenigen zurück, der Sie für das Judentum zu beanspruchen schien. Sie kommen selbst voller Dankbarkeit, um die Verwandtschaft und das Erbe einzufordern, deren Sie durch üble Mächenschaften beraubt werden sollten. Willig kommen Sie, um zu erklären: ‚Ich bin der Enkel des *Daniel Charisi*.‘ Habe ich recht?“ ...

„... ich bin über siebzig und ein Wanderer und trage mein Grabtuch mit mir. Aber meine Söhne und deren Kinder wohnen hier in Wohlstand und Eintracht. Die Zeiten haben sich für uns hier in Mainz geändert, seit Menschen unseres Volkes in Massen abgeschlachtet wurden, wenn sie sich nicht in Massen taufen ließen; sie haben sich geändert, seit *Karl der Große* meine Vorfahren aus Italien holte, um unseren rauhen deutschen Brüdern einen Schimmer der Bildung zu bringen. Ich und meine Zeitgenossen haben ebenfalls darum ringen müssen. Unsere Jugend fiel in schlimme Zeiten, doch wir haben erreicht, daß wir unseren Reichtum in Sicherheit vermehren und daß die Gelehrsamkeit ganz Deutschlands von jüdischen Köpfen genährt und daran rund wird – obwohl diese Köpfe nicht immer ihre jüdischen Herzen bewahren. Sind Sie völlig unwissend geblieben, was das Leben Ihres Volkes angeht, junger Mann?“ „Nein“, erwiderte *Deronda*. ... Unvermutet habe ich mich so darauf vorbereitet, meinen Großvater ein wenig zu verstehen.“ ...

„Erweisen Sie sich seiner würdig, junger Mann. – Wozu fühlen Sie sich berufen?“

Diese Frage kam so schnell und abrupt, daß *Deronda* verlegen wurde, denn er hielt es nicht für ganz ehrlich, seine juristischen Studien als Berufung zu nennen. Er antwortete. „Ich kann nicht behaupten, daß ich eine Berufung habe.“

„Dann finden Sie eine, finden Sie eine. ... Werden Sie sagen, daß Sie Jude sind, und das Bekenntnis zum Glauben Ihrer Väter ablegen?“ fragte *Kalonymos*, indem er die Hand auf *Derondas* Schulter legte und ihm scharf ins Gesicht blickte.

Kalonymos, dessen Söhne in Mainz sesshaft geworden sind, geht wieder auf große Reise „greeting the friendly stars without any eager curiosity.“ Denn auch seine Aufgabe ist erfüllt. *Daniel Deronda* hat sich 1876 auf den Weg gemacht – und ist angekommen. mb

George Eliot:
Daniel Deronda.
Roman.
Übertragen aus dem Englischen und mit einem Nachwort versehen von Jörg Drewitz
Zürich 1994
(Manesse) 1065 S.

George Eliot
(Mary Anne Evans), 1819 - 1880. Werke u.a.:
Adam Bede, 1859;
The Mill on the Floss, 1861; *Silas Marner* 1861; *Middlemarch* 1872